

WIE DER MUT
ZUM RISIKO
BELOHNT WIRD

„Angst wird kleiner, wenn wir ihr die *Stirn* bieten“

An ihrem 40. Geburtstag beschließt Barbara, Geparden in Namibia zu pflegen. Und das setzt etwas in ihr in Bewegung, was die Übersetzerin nie für möglich gehalten hätte

Meine Krise kam vor fünf Jahren. An meinem 40. Ich habe kurz vor Weihnachten Geburtstag; ein Datum, an dem man sowieso schon mit einer gepflegten Jahresendhysterie zu kämpfen hat. Und nun überschritt ich auch noch diese Altersschwelle. Kein Wunder, dass mich mein Geburtstag diesmal besonders heftig beutelte. Ich zog Bilanz: Kein Mann weit und breit, die Kinder, die ich mir wünschte, hatten sich offenbar andere Mütter gesucht, und auch sonst trottete mein Leben ein wenig lustlos vor sich hin. Ich fand dieses Leben plötzlich genauso langweilig wie meine penibel auf Kante geordneten Bücherregale. Keine Überraschungen, kein Mut zum Risiko, nur Öde und

„Mein Leben verlief ereignislos,
da war nur *Öde und Ordnung*“

Ordnung und Sicherheit. Sollte das allen Ernstes noch ein paar Jahrzehnte so weitergehen?

Mitten in meine Grübeleien platzte eine Vollmondnacht, kurz nach dem Jahreswechsel. Ich konnte nicht schlafen und setzte mich vor den Fernseher. Müde zappte ich kreuz und quer durch die Kanäle – und war schlagartig hellwach: Auf dem Bildschirm erschien ein Gepard. Eine Hand tätschelte seinen gefleckten Kopf. Und der deutsche Volontär, dem diese Hand gehörte, erzählte, davon, wie er auf einer Farm in Namibia mit

Geparden und anderen Wildtieren arbeitete und sie gesund pflegte ...

Geparden sind meine Lieblingstiere, seit ich denken kann. Schon als kleines Mädchen konnte ich mich nicht sattsehen an diesen majestätischen Raubkatzen. Ich verpasste keine Folge von „Daktari“ und Grzimeks „Ein Platz für Tiere“. Es war, als hätte mich etwas wach geküsst. In jener schlaflosen Vollmondnacht spürte ich eine Spannung und Aufregung in mir, die ich lange nicht gefühlt hatte – und die mich nicht mehr losließ. Am nächsten Morgen googelte ich die Adresse der Farm aus der Fernsehdokumentation und buchte meinen Trip nach Namibia. Ich, die ich nie in meinem Leben spontan gewesen war, hatte kurzerhand beschlossen, als ehrenamtliche Helferin nach N/a'an ku sê in der Nähe von Windhuk zu gehen. Ich würde nicht von Geparden träumen. Ich würde ihnen leibhaftig begegnen.

Als Freiberuflerin war ich einigermaßen flexibel und plante meine vierwöchige Auszeit. Als ich einige Monate später im gottverlassensten Busch ankam – es war August und Winter in Namibia –, verflog meine Freude im kalten Wind. Was war denn das? Dreck, Einöde, giftiges Getier überall. Ich bekam Angst. Alles war ganz anders, als ich es mir ausgemalt hatte. Am liebsten wäre ich auf dem Absatz umgekehrt, zurück in die Sicherheit meiner vier Wände. Doch nach einer schlaflosen Nacht beschloss ich, dem ängstlichen Mäuschen in mir einen Maulkorb zu verpassen und meinem Traum eine Chance zu geben. Ich war bereit, die

Ärmel hochzukrempeln und mich auf neue Erfahrungen einzulassen.

Bald war es so weit. Mit meiner Arbeitsgruppe und einem erfahrenen Koordinator durfte ich in das riesige Gehege zu den zahmen Geparden. Wir sollten das Areal von abgenagten Knochen und

„Stauend entdeckte ich:
Ich konnte ja mutig sein!“

Exkrementen säubern, durften aber auch mit den Katzen „kuscheln“. Sie sind in Gefangenschaft geboren und an Berührung gewöhnt, sodass sie sich ohne Weiteres streicheln lassen. Aiko, der große Kater, kam sofort schnurstracks auf mich zu. Während er sich neben mir niederließ, schnurrte er wie 20 Hauskatzen zusammen. Ich begann, ihn zu kraulen. Und je länger ich ihn kraulte, desto mehr von seiner großen Ruhe und Kraft übertrug sich auf mich. Es gab nur noch diesen einen Augenblick – jetzt, hier. Ich war in einer friedlichen, freundlichen Welt gelandet. Mitten im Busch, wo sich Schakal und Hase Gute Nacht sagen. War das wirklich ich, die das alles tat?

In den Tagen und Wochen danach passierten lauter kleine Wunder. Stauend entdeckte ich neue Seiten an mir. Ich konnte ja mutig sein! Spontan! Flexibel! Ich konnte mich sogar auf die Herausforderungen freuen, vor die uns jeder Tag stellte. Ich konnte giftige Schlangen und Spinnen, harte Arbeit und das extreme Klima ertragen. Ich

konnte unartige Pavianbabys hüten, Bewässerungsgräben in den steinharten Erdboden hacken und die blutigen Überreste von Futtertieren zerkleinern. Auf einmal konnte ich eine Grenze nach der anderen überschreiten. Vielleicht, weil sich etwas Grenzenloses in mir geöffnet hatte?

Wieder heimgekehrt, zehrte ich noch lange von meinem namibischen Abenteuer. Bei der Arbeit mit den wilden Tieren habe ich vor allem eines begriffen: nicht vor meiner Angst davonzulaufen. Zieht man den Kopf vor ihr ein, so wird sie noch größer. Bietet man ihr aber die Stirn, so schmilzt sie dahin. Erfahren zu haben, dass ich vieles kann, was ich mir früher nie zugetraut hätte, gab mir die Kraft und das Selbstvertrauen, das sich lange Zeit nicht so recht bei mir einstellen wollte. Und noch eine Erkenntnis brachte ich aus meinen vier Wochen in Namibia mit: Ich wollte nicht mehr ohne Tiere leben.

So trat Mali in mein Leben. Die kleine, fünf Monate alte Straßenhündin aus Madrid hatte ich über einen Tierschutzverein gefunden. Ich wollte

„Ich bin überzeugt: Tiere machen
bessere Menschen aus uns“

ihr ein besseres Leben ermöglichen. Wie hätte ich ahnen können, dass es genau andersherum sein würde? Dass sie etwas in mir zum Klingeln brachte, was mein Leben besser machte.

Ich lernte und lerne immer noch eine Menge von ihr: Offenheit, Klarheit, Konsequenz, Geduld, Vertrauen. Obendrein hat Mali eine ganz besondere Angewohnheit – immer wenn sie Kontakt zu mir aufnehmen will, legt sie mir die Pfote auf den Fuß, auf den Arm. Und immer, wenn ich ihre warme Pfote spüre, wird mein Herz ganz weit.

Sind Tiere die „besseren Menschen“? Darüber mag man geteilter Meinung sein. Aber vielleicht machen sie bessere Menschen aus uns. Ich persönlich habe das Gefühl, ich „bessere“ mich jeden Tag ein Stückchen mehr. Ich bin gelassener, nachsichtiger geworden, habe mehr Geduld mit anderen und vor allem mit mir selbst. Die Geparden haben mir Kraft und Zuversicht gegeben. Mali gibt mir Wärme und Freude.

Warum ist das so? Ganz einfach: weil Tiere uns Menschen berühren können. Auf eine unmittelbare Art und Weise, die einfach guttut.

BARBARA IMGRUND



FOTO: PRIVAT

Die Schöne und das Raubtier:
Barbara Imgrund mit Aiko, dem
zahmen Geparden aus Namibia